

Krise geistlicher Berufe

Die Bilanz ist schlecht: Zwischen 1956 und 1988 sank in der Bundesrepublik die Zahl der Diözesanpriester um etwa 5000 und der Geistlichen in den Pfarrgemeinden um 5300. Die Zahl der Theologiestudenten, die Diözesanpriester werden wollen, erreichte mit etwa 430 wieder den Stand von 1974, nachdem in den Jahren zwischen 1976 und 1986 sich manchmal 630 für diesen Lebensweg entschieden hatten. Diese Entwicklung macht noch nachdenklicher, wenn man wahrnimmt, daß vergleichbare negative Zahlen bei den Orden nicht zu verzeichnen sind, ja daß die kontemplativen Frauenorden immerhin 87 Novizinnen haben im Vergleich zu 38 im Jahr 1971. Diese positive Nachricht darf die Krise der „tätigen“ Frauenorden nicht vergessen lassen: 1971 hatten sie 376 Novizinnen, heute 233. Zahlen der Statistik verlangen nach Erklärung. Warum finden heute junge Menschen seltener als früher den Zugang zu einem geistlichen Beruf? Warum wird eher der Laiendienst bevorzugt?

Vielerlei Gründe mag es geben: Das allgemeine Klima ist einer engagierten christlich-kirchlichen Lebensweise nicht zugetan, obwohl gleichzeitig eine religiös-spirituelle Praxis angesehen ist. Eine neue Aufklärung hebt die allzu menschliche Kirche in „Kriminalgeschichten“ heraus und trägt zur Entfremdung von der Institution Kirche bei. Die Unübersichtlichkeit des Lebens überhaupt läßt vor endgültigen Lebensentscheidungen zurückschrecken. Wer möchte sich heute schon festlegen? Wer möchte sich mit „dieser“ Kirche identifizieren?

In diese Situation spielt eine sinkende Weitergabe des Glaubens hinein. Wo maximal zehn Prozent der katholischen Eltern noch christlich-kirchlich erziehen, kommt es bei nur wenigen Jugendlichen zu einer lebensfroh getönten Glaubenspraxis, liegt aber auch die Grenze der Belastbarkeit eher niedrig: Sind die Attacken auf Kirche, sind die Fehlleistungen von Kirche noch erträglich?

Die Situation beunruhigt die für die Kirche Verantwortlichen, und nicht nur diese. Es nimmt nicht wunder, daß die Frühjahrsvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz vom 13. bis 16. Februar 1989 das Thema „Geistliche Berufe“ auf ihrer Tagesordnung hatte. Das ist richtig und gut. Weniger gut ist das Wort von der „Berufungspastoral“, das als neuer Schwerpunkt der seelsorglichen Strategie herausgestellt wurde und das sozusagen die Gegenoffensive gegen einen kirchenzerstörenden Zeitgeist einleiten soll. Dieser Akzent ist falsch gesetzt, aus vielen Gründen: Eine Berufungspastoral kann zur Alibipastoral werden, die alle übrigen Verantwortlichen in ihrem Nichtstun entschuldigt. Sie kann nicht alles ersetzen, was die „normale“ Weitergabe des Glaubens bisher nicht geleistet hat. Was allzu differenziert ansetzt, wirkt desintegrativ und führt zu einem falschen

Ziel. Eigentlich geht es um das lebendige Volk Gottes, um nichts anderes. Also nicht um überkommene Strukturen und Gewohnheiten.

Roger Schutz, dem Prior von Taizé, ist vollauf zuzustimmen, wenn er sagt: „Ihr braucht nichts Spezielles zu tun, um Berufungen zu fördern – führt junge Menschen hin zum Glauben!“ Die allgemeine Jugendpastoral trägt bei, die Probleme der geistlichen Berufe zu lösen oder zu verstärken. Wenn für einen jungen Menschen auf dem Weg zu einem geistlichen Beruf gefordert wird, er solle zu christlicher Entscheidung geführt werden, die dann aus der Übereinstimmung mit anderen Christen lebt und von einem geistlich Erfahrenen begleitet wird, dann fragt man sich: Ist das nicht eine Kernforderung der Jugendpastoral? Und muß man dann den Akzent „Berufungspastoral“ nicht als Fehlschluß bezeichnen?

Es kommt hinzu, daß dort, wo die geistliche Berufung überbetont wird, die Gefahr wächst, daß „Nichtberufene“ sich als Christen zweiter Klasse vorkommen. Auch dies wäre ein fataler Eindruck. Glaubt die Kirche an ihren erhöhten Herrn, wird sie davon ausgehen müssen, daß auch zu Beruf und Ehe „Berufung“ nötig ist, und nicht nur zu einem „geistlichen“ Beruf. Alle sind berufen. Der Überakzent hat nicht nur die Selbstüberschätzung einer Kleruskirche zur Folge, er entmutigt auch die Laien und degradiert sie zum „einfachen Volk“.

Die Konsequenzen liegen auf der Hand. Statt eine „Berufungspastoral“ zu entwickeln, wäre es sinnvoll, sich auf die Grundsätze einer zeitgemäßen Jugendpastoral zu besinnen. Eine solche Reflexion wird um so nötiger, je mehr sich in restaurativen Jugendgruppen junge Menschen sammeln, die sich dann in ihren Ängsten am besten in einem „geistlichen Beruf“ aufgehoben sehen. Ob sie dann in ihrer oft bemerkbaren Rigorosität als Seelsorger annehmbar sein werden und selbst glücklich sind? Im Gegensatz zu dem in diesen Entwicklungen greifbaren Traum von der Volkskirche sollte man jene Grundsätze realisieren, die Papst Paul VI. in „*Evangelii nuntiandi*“ (1975) formuliert hat: die schrittweise Vermittlung des Glaubens, die Begleitung junger Menschen, die Glaubenspraxis im sozialen und politischen Einsatz, das Mitleben in christlichen Gemeinden, also: Erfahrung von Glaube und Kirche.

Dort, wo die Identifikation mit engagierten Christen gelingt, wo selbstloses Tun zur Nachfolge anregt, kann auch ein Beruf im Dienst am Volk Gottes wachsen: ein Dienst in der Gemeinde, an Kranken und Verlassenen oder ausschließlich zum Lob Gottes. Niemand dürfte dabei den Eindruck haben, daß sich Zu-kurz-Gekommene in Seminarien und Noviziaten sammeln, sondern daß lebenskundige junge Menschen in freier Entscheidung Gott einen ersten Platz in ihrem Leben einräumen. In einer solchen Wahl käme eine endzeitliche Option von Kirche zum Vorschein. Was das für das Bild einer prophetischen Kirche bedeuten würde, sticht in die Augen: statt Macht Nähe, statt Verzagtheit Glaubenszuversicht, statt Dogmatismus sensible Menschenführung, statt Weltfremdheit christliche Lebenskunst.

Roman Bleistein SJ